

Christen und Juden

Wieder Antisemitismus

Daß es, nachdem wir an der Ermordung von 6 Millionen Juden schuldig geworden sind, heute einen „Antisemitismus“ in Deutschland gibt, der sich nicht nur im Verborgenen, sondern schon wieder laut und öffentlich zu äußern wagt, müßte alle, die um die Zukunft unseres Volkes besorgt sind, müßte aber vor allem die Christen, die um Gottes Absicht mit Israel wissen, aufs tiefste erschrecken. Es ist zu hoffen, daß der einsichtige und verantwortungsvolle Teil des deutschen Volkes mit den groben Formen jener jüdenfeindlichen Äußerungen — deren Gefährlichkeit jedoch nicht unterschätzt werden sollte — fertig werden wird; aber es ist nicht zu verkennen, daß diese Äußerungen nur möglich sind, weil eine latente Abneigung, ein verborgenes Mißtrauen gegen die Juden weithin auch bei den Christen besteht, die bereit sind, sie zuzulassen. Hier ist in den Seelen ein unerhelltes Gebiet, ein auch von der kirchlichen Verkündigung vielfach unerhelltes Gebiet, in dem sich dunkle Kräfte einnisten können. Wir haben in der Herder-Korrespondenz schon des öfteren auf die Arbeit des Freiburger Kreises um den „Rundbrief zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und Neuen Gottesvolk im Geiste der beiden Testamente“ hingewiesen (vgl. Jhg. 4, H. 9, S. 385), die sich bemüht, diesen unheimlichen Komplex durch eine sorgfältige Darlegung der biblischen Antwort auf die Judenfrage und durch eine Analyse ihrer geschichtlichen Wurzeln aufzulösen und so wenigstens die Christen fähig zu machen, sie durch die wirkliche christliche Liebe zu überwinden. Der Kreis hat soeben eine sehr inhaltsreiche Schrift „Beiträge zur christlichen Betrachtung der Judenfrage“ herausgegeben (Bezug durch Dr. Gertrud Luckner, Freiburg i. Br., Werthmannhaus, Preis DM 2.70), die für jede Beschäftigung mit dem Problem des christlich-jüdischen Verhältnisses eine unentbehrliche Grundlage ist.

Wurzeln der Judenfeindschaft

Das Problem des Judentums und seiner durch alle Wandlungen der Geschichte hindurch bestehenden bleibenden Identität mit sich selber heißt „Aussonderung“. Es muß und kann im letzten nur religiös verstanden und beurteilt werden — wobei freilich für den Christen alles darauf ankommt, es richtig, d. h. im Geiste der biblischen Offenbarung, zu beurteilen und das Urteil nicht durch Irrtümer und Mißverständnisse zusätzlich zu belasten. Aber diese religiös zu beurteilende Aussonderung hat geschichtlich-kulturelle Folgen, die sich addieren und schließlich zu jenem Komplex von Kollektivhaß werden, der sich als Denkgewohnheit und Gefühlstradition nach den Gesetzen der Massenpsychologie an endlose Generationen weitervererbt.

„Die ursprüngliche Judenfeindschaft entspringt der elementaren Reaktion des einfachen, naturhaft undifferenzierten Menschen auf eine in sich geschlossene Gruppe von Fremdbürtigen, die sich unter seinesgleichen ansiedelt, aber zugleich (scheinbar oder wirklich hochmütig) absondert“, heißt es in dem Beitrag von Professor Karl Thieme („Die Judenfrage im Lichte des Gotteswortes“). Dieser Satz gilt schon für die späte heidnische Antike, er gilt ebenso für die islamische Welt, er behält seine Geltung im christlichen Abendland. Professor Wilhelm Neuß zeigt anschließend (in seinem Beitrag „Die Kirche

und das Judentum in der Geschichte“), wie durch die geschichtlichen Bedingungen ihres Zusammenlebens der religiöse Gegensatz zwischen Christen und Juden schon von Beginn der Ausbreitung des Christentums im römischen Reich „eine Note der gruppenmäßigen Abneigung und Feindseligkeit erhält“. Für die Begründung der Feindschaft zwischen Juden und Christen in der mittelalterlichen Welt aber macht er eine sehr erhellende Bemerkung, die in entsprechender Modifikation für die Fehl- und Denkweise des einfachen Volkes wohl auch heute noch von Bedeutung ist.

„Erben einer zweitausendjährigen Stadtkultur“

Die Isolierung der Juden in der mittelalterlichen Welt, so sagt Neuß, ist eine doppelte: zunächst die, daß sie allein als Nichtchristen in einer sonst ganz christlichen Welt lebten, die ihrer anhaltenden „Verstocktheit“ gegenüber der Botschaft Christi in wachsendem Maße mit Ungeduld begegnete. Die andere aber, die zumeist ganz übersehen wird, besteht darin, daß „die Juden in der mittelalterlichen Welt ein Stück fortlebender Antike waren“. Das bedeutete nicht nur die Tradition von Kenntnissen — z. B. medizinischen —, die ihnen eine gewisse Überlegenheit gaben; diese antike Welt „war eine Stadtwelt mit internationalem Handelsaustausch“ und daher kapitalistisch aufgebaut, ähnlich wie die Welt von heute. Die germanische Gesellschaftsordnung aber war ökonomisch auf der Landwirtschaft und nicht auf der Geldwirtschaft aufgebaut. Dazu kam das kanonische Verbot des Zinsnehmens, das für die Juden nicht galt, den Germanen aber in ihrer Wirtschaftsstruktur selbstverständlich war. Zwar lebten anfangs in den ehemals römischen Ländern auch noch Juden als größere Grundbesitzer. „Aber je länger, desto mehr mußten sie aus dem agrarischen Leben zurückweichen, da es immer fester in das Gefüge der feudalen Ordnung eingeschlossen wurde, in die der Nichtchrist nun einmal nicht aufzunehmen war. Sie mußten sich auf den Handel, auf das Gewerbe im eigenen Kreise, und je nach den Verhältnissen, das Geldgeschäft zurückziehen. In dieser Weise waren nun die religiöse Isolierung und die gesellschaftlich-wirtschaftliche, die letztlich aus der Bewahrung der antiken Verhältnisse kam, miteinander verflochten.“

Diese Sonderstellung änderte sich auch in den städtischen Verhältnissen des späten Mittelalters nicht. „Aus den Zünften der Städte und aus ihren Gilden waren sie natürlich ausgeschlossen, weil die Korporationen ja christlich-kirchlich aufgebaut waren. Daher konnten sie in die geordnete, ehrenvolle wirtschaftliche Tätigkeit gar nicht eintreten. Das Geldgeschäft und ein gewisser Handel, je nach den Privilegien, die der Landesherr gab, der den Judenschutz hatte und ihre Abgaben empfing, das war es, worin ihr wirtschaftlicher Verkehr mit den Christen bestand.“

Wie überraschend wirksam die Prägung durch diese geschichtliche Tradition auch heute noch ist, und wie sie das Mißbehagen des Volkes dem Juden gegenüber beherrscht, braucht nicht besonders dargelegt zu werden: es ist nicht nur das Mißbehagen gegenüber dem in der Geldwirtschaft Kundigeren, sondern auch gegenüber den Vorzügen des jüdischen Menschen von heute: „intellektuelle Beweglichkeit, schlagender Witz, unbestechliche Kritik, gepflegtes Kunstverständnis, altüberlieferter Respekt vor geistiger Leistung“ (Thieme). Und es ist bezeichnend, daß

dies Mißbehagen vor allem in bäuerlichen und kleinbürgerlichen Kreisen zu Hause ist. Es ist, wie Thieme treffend sagt, die Reaktion des einfachen Menschen gegenüber „dem Erben einer mehr als zweitausendjährigen Stadtkultur“.

Besondere deutsche Judenfeindschaft?

Die Judenfeindschaft ist zwar in der christlichen Welt ein besonders beklagenswertes Phänomen, aber sie ist kein besonderes Phänomen der christlichen Welt. Wie aber konnte es kommen, daß sie in Deutschland ein solches Ausmaß annahm und zu solch schrecklichen Taten führte? Hat der Deutsche seinem Charakter oder seiner geschichtlichen Entwicklung nach eine besondere Disposition dazu?

Zu dieser Frage macht F. M. Müller-Claudius („Die Juden inmitten der Deutschen einst und jetzt“) eine Bemerkung, die tief führen könnte und unserer ersten Gewissensforschung wert ist. „Wenn in Deutschland“, so sagt er, „der antisemitische Ächtungskomplex wohl sehr viel tiefere Wurzeln geschlagen hat als in irgendeinem anderen Lande, so liegt das nicht zuletzt daran, daß bei uns, als dem Ursprungsland der erbitterten Glaubenskämpfe seit der Reformation, das Gesetz der Liebe lange, besonders lange überwuchert wurde durch eine Verhärtung der Herzen gegeneinander, die dann wieder allenthalben zu Ächtungsgefühlen zwischen den Christen der verschiedenen Konfessionen führte. Es konnte nicht anders sein, als daß dadurch die Haßempfänglichkeit im Volksganzen weithin und unheilvoll vertieft wurde. . . . Das ist hart, aber es ist wahr, und Deutschland ist durch die erbitterten Konfessionskämpfe für die Fieberhitze der kollektiven Ächtungsgefühle in besonderem Maße anfällig geworden; eben dadurch ist auch der Haßkomplex des Antisemitismus so übermäßig erregbar geworden, wie sonst fast nirgends in der Welt.“

Es ist sicher kein Zufall, daß an der jüdisch-christlichen Arbeit nach dem Kriege gerade jene katholischen und protestantischen Kreise besonders beteiligt sind, denen auch die Glaubenspaltung als eine tiefe Wunde des deutschen Volkes bewußt ist, die um ihre Überwindung beten und sich um die Eintracht zwischen den Konfessionen in den gemeinsamen Anliegen der Christen bemühen. Es sind gerade jene Menschen unter den getrennten Christen, denen es nicht um Toleranz oder bloße Humanität geht und die jeder Indifferenz und Verschleifung der Wahrheit aufs tiefste abgeneigt sind, deren Verantwortung für das Wirken der Liebe vielmehr aus einer erfahrenen Verpflichtung der Wahrheit ihres Glaubens wach geworden ist.

Die Judenfrage im Lichte der Offenbarung

Wie stellt sich die jüdische Frage nun aber im Lichte der Wahrheit des christlichen Glaubens, d. h. im Lichte der Offenbarung? Die „Aussonderung“ der Juden, von der wir anfangs sprachen, beruht letzten Endes auf ihrem getreuen, ja buchstabengetreuen Festhalten am Gesetz, das nach der Katastrophe des irdischen jüdischen Königtums — und da es an die Stelle des allein für sie gemeinten Gottkönigtums getreten war, mußte es scheitern — allein das Volk retten und vor der Aufsaugung durch die andern, mächtigeren und kulturell überlegeneren Völkern retten konnte und gerettet hat. Das Gesetz

baute den „trennenden Zaun“ um sie auf, und bis zum Beginn des neuen geistlichen Königtums des Gottessohnes ist dieses Gesetz und die Aussonderung, die es bewirkt, „heilig, gerecht und gut“ (Röm. 7, 12). Aber mit dem Erscheinen Christi ist dieser trennende Zaun niedergelegt, und die Zugehörigkeit zum Gottesvolk ist unabhängig von der buchstäblichen Erfüllung des Gesetzes geworden (Apg. 15). Indem die meisten der Juden sich weigern, dies anzuerkennen, und weiter am Gesetz und der Hoffnung der fleischlichen Erfüllung der Verheißung Gottes festhalten, wird ihre Gesetzestreue aber im Sinne der Offenbarung zur Hartnäckigkeit und Verstocktheit.

Dies und dies allein ist es aber, was die Kirche als die „Schuld“ der Juden bezeichnet — ihren Unglauben. Nicht aber erhebt sie die leider in den Köpfen vieler unbelehrbarer Christen noch immer spukende Anklage des „Gottesmords“, die auf einer mangelnden Unterscheidung „zwischen der schuldhaften subjektiven Mordabsicht der Synedristen, die dem Menschen Jesus galt, und dem objektiven Vorgang, durch den jene — ohne sich dessen bewußt zu sein — ‚den Herrn der Herrlichkeit gekreuzigt zu haben‘ (1 Kor. 2, 8)“, beruht. Er war „laut ausdrücklichen neutestamentlichen Bezeugungen (Apg. 3, 17) keineswegs bewußt als solcher gemeint und wäre unterblieben (1 Kor. 2, 8), wenn seine Anstifter gewußt hätten, was sie taten (Luk. 23, 24). Wie furchtbar schuldig sich auch diese Anstifter durch ihr mörderisches Verhalten einem Menschen gegenüber gemacht hatten, den sie ‚nicht einer Sünde zeihen konnten‘ (Joh 8, 46) — die Gesamtheit der jüdischen Menschen von damals und vollends späterer Generationen ist für diese Schuld nicht haftbar zu machen“ (Thieme). Es wäre gut, wenn unsere Katechese und Verkündigung ernsthaft und bewußt daranginge, diese Vorstellung, die das christlich-jüdische Verhältnis unnötiger- und zusätzlichweise vielfach noch immer belastet, aus den Köpfen auszuräumen.

Eine wichtige historische Parallele

Es ist also das Verharren „auf dem einmal eingeschlagenen Wege des fleischlichen nationalreligiösen Messianismus“, der zunächst zu den von Christus angekündigten nationalen Katastrophen der jüdischen Aufstände (Titus-, Tranjans- und Hadriankrieg 67—135 n. Chr.) und dem weiteren jüdischen Schicksal in der Zerstreuung unter den Völkern geführt hat. Das Verständnis für dieses Schicksal für uns heute versucht Thieme mit dem Aufweis einer wichtigen Parallele unseres deutschen Schicksals zu öffnen: „Die Schuld der Juden, am von ihren Vorvätern überlieferten Buchstabengesetz festzuhalten (Luk. 5, 38), ist also Schuld von einer Art, wie sie auch Nichtjuden sich mutatis mutandis oft als Verdienst anrechnen. Etwa Deutsche, welche in der Traditionslinie von Friedrich II. über Fichte bis zu Bismarck verbleiben wollen, obwohl dieselbe bei Hitler endet, indem sie bestreiten, daß dies wesensgemäß gekommen ist. Ähnlich wollen die Juden von der Lehre ihrer pharisäischen Rabbiner nicht abweichen, obwohl der große Akiba den Terroristen Bar Kochba als messianischen König Israels anerkannt hatte, durchaus dem Wesen dieser Lehre gemäß, ganz wie die meisten Vertreter der friderizianischen Tradition den Hitler, solange er Erfolg hatte, als Erneuerer der ‚deutschen Herrlichkeit‘ gelten ließen. Man muß das heute so aussprechen, weil es keine einprägsamere und mehr erleuchtende Analogie gibt, um Deutsche das jüdische

Schicksal und das eigene in seiner unheimlichen Ähnlichkeit verstehen und also meistern zu lehren.

Hat man diese Grundtatsache aber einmal begriffen, so tritt bei jedem Gutwilligen an Stelle der Feindschaft oder Verachtung ein letztlich geradezu liebevolles Verständnis für den Juden, und zwar besonders denjenigen Juden, welcher immer noch am Gesetz festhält. Aber auch die Folgen der Abwendung von demselben im Judentum werden dann auf einmal viel besser verständlich. Kein Wunder, daß viele Juden und ehemalige Juden sich schämen, Israeliten zu sein und aus der Leidensgemeinschaft ihres unglücklichen Volkes für die eigene Person auszuscheiden oder nur innerhalb gewisser Grenzen daran teilzuhaben versuchen. Ähnlich wie viele Deutsche und ehemalige Deutsche froh sind, wenn sie der deutschen Paria-Situation nach dem zweiten Weltkrieg mehr oder weniger weit enthoben wurden.“

Die Lösung des christlich-jüdischen Problems

Der Christ weiß, daß nach dem ausdrücklichen Wort Gottes die Juden sich am „Ziel der Zeiten“ als Volk für ihren wahren Gott und König Jesus Christus entscheiden werden. Thieme weist jedoch darauf hin, daß auch die näheren Umstände der Judenbekehrung „durch Gottes Wort weit genauer offenbart wird, als die meisten Christen ahnen“, und daß hier eine verpflichtende Regel für unser Verhältnis zu den Juden gegeben wird. Sie ergibt sich aus der Exegese vor allem des Römerbriefes (9—11) und dem aus ihr hervorgehenden Verständnis der Heidenmission Pauli. „Paulus“, so sagt Erik Peterson dazu, „verfolgt mit seinem Heidenapostolat nicht nur die Absicht, den Heiden das Evangelium zu verkünden, sondern er will zugleich damit auch die Juden eifersüchtig machen.“ „Es soll“, wie Thieme weiter ausführt, „nicht mehr ein unerleuchteter Gesetzeseifer zum Tode sein (Röm. 10, 2), sondern eine heilsame Eifersucht auf die Gottwohlgefälligkeit der zur Gottes- und Nächstenliebe bekehrten Heidenchristen, wodurch sich die Juden zur

Anerkennung dessen gewinnen lassen, der diesen Heiden in seiner Person den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs offenbart und sie für ihn gewonnen hat: Jesus Christus.“ Und so interpretiert er weiter die von besonderer Innigkeit erfüllten Worte des Apostels, wo er von den „Liebesgaben“ der neubekehrten Heiden für die Armen des alten Gottesvolkes spricht (Röm. 15, 25 ff.; 1 Kor 16, 1 ff.; 2 Kor. 8, 9; Gal. 2. 10).

„Was bedeutet es aber“, so schließt Thieme, „nun für uns heute, daß Sankt Paulus durch heiden-christliches Liebeswerk die Juden zuletzt für Christus zu gewinnen gewiß war? Es kann nur bedeuten, daß wir Christen aus den Heiden in Gottes Wort die unüberhörbare Aufforderung zu vernehmen haben, uns gegenüber den Juden so zu verhalten, daß sie die Gottheit Jesu aus der Gottgemäßheit unseres Handelns gerade auch ihnen gegenüber schließlich doch erkennen müssen. Ob der Moment, wo dies geschehen wird, noch in weitem Felde liegen oder sehr nahe bevorstehen mag, das brauchen wir hier nicht zu erörtern. Es genügt, daß wir die Juden heute mehr denn je in einer einzigartig gefährdeten Lage erkennen, um uns ihnen gegenüber, als in besonderer Weise Nächsten, einzigartig verpflichtet zu wissen. Je entschlossener wir daraus die Konsequenzen ziehen, desto gewisser werden wir, jeder zu seinem Teil, dazu beitragen, daß geschieht, was Gott will, daß sie sich zu ihm bekehren. (Zuerst einzeln, was ja auch schon Paulus ins Auge faßt [Röm. 11, 14] und dereinst, schwerlich ohne Mitwirkung dieser Erstlinge, in ihrer Gesamtheit.)

Denn an unserer Liebe sollen — und nur an unserer Liebe können sie schließlich erkennen, daß wie allen, so auch ihnen das Joch des Buchstabengesetzes, das eigenmächtig abzuschütteln sich als unmöglich erwies, wirklich und gültig vom Halse genommen ist durch Gott selbst, weil er in Jesus sein Geheiß und seine Verheißung erfüllt hat, so daß alle es nun in seiner Nachfolge erfüllen können; also weil der Endsinn des Gesetzes: Christus ist (Röm. 10, 4), Jesus von Nazareth, ihr König und ihr Gott.“

Fragen des sozialen, wirtschaftlichen und politischen Lebens

Inwiefern gründet das Privateigentum im Naturrecht?

Zu jenen Thesen des Naturrechts, die zwar dem gesunden Menschenverstand und besonders der natürlichen Selbstliebe einleuchten, vor dem kritischen Urteil aber nicht sonderlich überzeugend begründet sind, gehört auch die Lehre, „daß der Zweck der Güter der Erde am besten erfüllt wird durch das Privateigentum“ und daß „die Institution des Privateigentums somit dem sekundären Naturrecht angehört“.

Es ist dies eine Wahrheit, die kein Katholik in Frage stellen kann; denn sie liegt in den Enzykliken Leos XIII. und Pius' IX. der ganzen Lehre über den Aufbau der Gesellschaft zugrunde. Wie ist aber diese Wahrheit in sich selbst, und wie ist sie in der christlichen Tradition begründet? Um Mißverständnissen vorzubeugen, mag

daran erinnert werden, daß es sich nicht so sehr um das persönliche Kleineigentum handelt als um die Produktionsmittel. Man weiß im allgemeinen, daß die Tradition in dieser Sache einige Schwankungen zeigt, und so pflegen denn die großen katholischen Fachlexika den heiligen Thomas zu zitieren und im übrigen sich vorwiegend auf Leo XIII. zu berufen. Es ist deshalb sehr dankenswert, daß ein belgischer Jesuit, Léon de Sousberghe, uns im Rahmen eines Aufsatzes in der „Nouvelle Revue Théologique“ (Bd. 72. Nr. 6, S. 580—607) nicht nur einen Abriß der Tradition in dieser Frage bietet, übrigens mit einigen erstaunlichen Ergebnissen, sondern daß er vor allem auch eine tiefere Begründung jener so entscheidend wichtigen Lehre anbahnt. Man kann mit Spannung darauf warten, wie sich die Fachwissenschaft zu seiner Ansicht äußern wird, aus der sich, wenn sie richtig ist, ganz gewichtige Folgerungen ergeben können.